

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-190507](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-190507)

„Dies war bei Sonnenuntergang vorgegangen, ich erfuhr es erst spät; aber gleich bei Tagesanbruch begab ich mich zum König, den ich nicht antraf. Er hatte sich in der Nähe versteckt, Beweis genug, daß er diese Beleidigungen angestiftet hatte.

„Ich ließ also, fährt der Kommandant fort, seinen Neffen kommen, der gut englisch spricht, und bewog ihn, seinem Oheim Totete zu sagen, daß, käme er nicht zum Vorschein, ich ihn nicht mehr als König ansehen, und mich selber zum König aufwerfen würde.

„Der König schlug es ab, mit seinem Neffen zurückzukommen und ließ sagen, er würde sich nicht eher stellen, als bis ihn der ehrwürdige Superior der Mission dazu bewogen hätte. Dieß geschah, Hr. Franz von Paula verstand sich dazu; er brachte den König, samt seiner Frau und seinem älterm Sohn an Bord.

„Totete gestand sein Unrecht ein, und daß er sich nur aus Furcht versteckt habe. Ich hielt ihm seinen Mangel an Vertrauen zu mir vor, und sagte zu ihm, das Verbrechen eines Mannes, wie Panaau, so heißt der Ungeschuldigte, ihn nur dann beunruhigen sollte, wenn er auf seinen Befehl gehandelt hätte. Ich erklärte ihm, ich besteho darauf, daß er mir ihn ausliefere, ich würde ihn einige Zeit an Bord als Gefangenen zur Strafe zurückhalten, ihm aber sonst kein Leid widerfahren lassen; zugleich erklärte ich ihm, daß ich seinen Sohn als Geißel zurückbehalten wolle, bis er die Bedingung erfüllt haben würde. Mein Entschluß schien ihn sehr zu betrüben, doch stieg er ans Land mit dem scheinbaren Willen mich zu befriedigen.

„Wir sollten denselben Tag die Anker lichten, ich verschob die Abreise um dem König Zeit zu lassen, diesen Panaau zu schicken, was nach zwei Tagen noch nicht statt gehabt. Hierauf, um nicht weiter Zeit zu verlieren, weil ich fürchtete, es möchte schon eines oder das andere Schiff meiner Division in der Bucht Taiohae (Insel Noukahiva) angelangt seyn, machte ich mich segelfertig um hieher zu kommen, den jungen Timao, den ältern Sohn des Königs, als Geißel mitnehmend. Es war mir sehr daran gelegen, diese Gewährschaft zu haben, indem Panaau ein grundschlechter, gefährlicher Mensch ist, fähig jedes Verbrechen zu begehen.

„Nach allen getroffenen Anstalten verließ ich Waitahu. Ich hatte den Korvetten-Kapitän Halen in einem gegen Ueberrumpelung hinlänglich besetzten Posten, mit wohlbewaffneter Mannschaft, zurückgelassen, die es mit der ganzen Bevölkerung Labouata's hätte aufnehmen kon-

nen. Diese Insel, die 1838 noch an 11 bis 1200 Einwohner zählte, hat deren nur noch 7 bis 800, mit dem Unterschied, daß 1838 nur wenig Feuerwaffen dort anzutreffen waren, da hingegen heut zu Tage jeder Einwohner zwei bis drei Flinten besitzt. Man hat von diesen Insulanern keinen offenen Angriff bei hellem Tage zu fürchten, wohl aber heimliche Mordthaten, oder Feueranlegung wenn man nicht beständig auf der Hut ist.

Hr. Dupetit-Thouars nahm Hrn. Franz von Paula mit sich, dessen Gegenwart er mit Recht als nützlich zu seinem Vorhaben erachtete, Wilkens lier er war, zu Noukahiva Besitz von der nördlichen Gruppe der Marquisen zu nehmen.

Den 31. Mai warf die Fregatte in der Bucht Taiohae (Anna Maria) die Anker aus. Der König Temoana ward an Bord beschieden, wo er anlangte ohne auf sich warten zu lassen. Nachdem der Contre-Admiral sich ein wenig mit ihm durch Verdolmetschung des Hrn. Franz von Paula besprochen hatte, schlug er ihm vor, die Souveränität des Königs der Franzosen anzuerkennen, und versprach ihm, wenn er es zugebe, eine Befähigung an der Bucht aufzustellen. Auch machte er sich anheischig, mit dem Stamme der Taoias den Frieden wieder herzustellen, und ihm seine Frau zurückzuverschaffen, die sie ihm bei einem Ueberfall entführt hatten.

„Der König nahm diesen Vorschlag freudig an; ich versprach ihm, gleich am folgenden Tage die Häuptlinge der Taoias an Bord rufen zu lassen, damit der Friede in meiner Gegenwart geschlossen werde, und hierauf alle miteinander auf eine authentische Weise die Souveränität Sr. M. Ludwig Philipps anerkannten.

„Ich schickte in der That ein Boot um die Häuptlinge der Taoias einzuladen, unter meiner Vermittelung den Frieden zu schließen; sie folgten meiner Einladung und kamen am 1. Juni ganz frühe an Bord.

„Nachdem alle Häuptlinge der zwei Buchten sich zum Frieden verstanden hatten, reichten sie sich die Hände zum Zeichen der Versöhnung. Man setzte sodann das Dokument der anerkannten Souveränität Sr. M. Ludwig Philipps, Königs der Franzosen, auf, welches alle mit uns unterzeichneten. Man kam hierauf überein, daß der Akt der Besitznahme auf das feierlichste den andern Tag um 11 Uhr Morgens statt haben, und die Flagge auf dem bei der Bucht Hakapehi südlich gelegenen Berg Luhiva aufgezogen werden solle.

„Den 2. Mai, um 10 Uhr Morgens, stieg ich ans Land, von meinem Generalstab und einem Theil der Officiere der Fregatte begleitet;

der König stieß zu uns an der Spitze der Häuptlinge der Bucht, jener der Laotias und des Stamms der Napas.

„Auf dem Berg Tuhiva wurden wir von dem Korvetten-Kapitän Hrn. Collet empfangen. Nach geschobenem Trommelrühren sprach ich im Namen des Königs die Besitznahme Moulahivas und der Inseln der nordwestlichen Gruppe aus. Das authentische Dokument dieser Besitznahme wurde nach verrichteter Ceremonie aufgesetzt und von allen Häuptlingen unterzeichnet.

„Hierauf baten mich die Häuptlinge der Laotias um eine Flagge, die sie auf der Bucht wo sie wohnen aufpflanzen wollten, und verlangten dahin zurückgeführt zu werden. Ich bewilligte ihnen eine Flagge, und ließ ihnen einige Geschenke austheilen. Sie fuhrn, sehr vergnügt über die gute Aufnahme die sie erhalten hatten, nach der Bucht Hakapehi ab, wo sie wohnen. Um mir ihre Erkenntlichkeit zu bezugen, sandten sie mir durch das Boot, welches sie geführt hatte, Schweine zum Geschenk.

„Denselben Tag noch schlugen wir unsre Zelten auf an der Bucht Hakapehi, am Fuße des Bergs Tuhiva, wo ich eine Feste aufzubauen befohlen habe, der ich den Namen Collet geben will, zum Andenken des Contre-Admirals dieses Namens, und Vaters des Korvetten-Kapitäns Collet, der den Bau leiten, und dieselbe, samt der nordwestlichen Marquisen-Gruppe, commandiren soll.

„Der König Lemoana hat uns mit merkwürdigem Eifer aufgenommen. Wir haben ihn mit einer rothen Uniform samt Obristen-Epauleten, mit Hemden und einem Pantalon beschenkt. Er trägt diese Kleidung mit Anstand, und zeigt sich sehr erkenntlich für unser gutes Benehmen gegen ihn. Er hat uns zum Gegengeschenk zwölf prächtige Brodbäume, und sechs Cocosbäume gegeben. Mit diesen Materialien, welche unsere Zimmerleute verarbeiten; hoffe ich nächstens eine Barake von 20 Meter Länge auf 7 bis 8 Meter Tiefe aufgeschlagen zu sehen. Man wird fortfahren den Bau zu erweitern je nach Eintreffen der nöthigen Materialien. Eingeborne verfertigen Kalk für uns, und da der Kommandant Collet für Backsteine einen tauglichen Lehm aufgefunden hat, habe ich gegründete Hoffnung, daß es uns gelingen wird, hinlänglich Backsteine und Ziegeln für die Bedürfnisse unsrer Niederlassung zu verfertigen.“

Hr. Dupetit-Thouars endigt seinen Bericht mit folgendem Rathe, den ihm seine Erfahrung und die tiefe Kenntniß, die er von dem Charakter dieser Völker gemacht hat, eingibt.

„Die beste Stütze für unsre neuen Niederlassungen, ja die einzig nöthige, ist das beständige Daseyn von Kriegsschiffen auf der Rhede; es ist unumgänglich nöthig, stets eines bei Waitahu, und ein anderes bei Laiohae am Anker zu haben, bis unsre Niederlassungen vollendet und gehörig befestiget sind, und unsre Sitten auf die Eingebornen eingewirkt haben, was, wie er hofft, bald zu erwarten ist.“

Dieser Besitz wird dem französischen Handel von großem Nutzen seyn. Er bietet unsern Wallfisch-Fischern, deren Industrie beinahe ganz im Stillen Meere eingeschränkt ist, in der Bucht Anna Maria einen sichern Hafen zur Zuflucht bei schlimmem Wetter, und zur Verproviantirung ihrer Schiffe. Dieser Hafen ist der beste von ganz Polinesien. Der Hafen Laiohae ist ebenfalls zu jeder Jahreszeit vor allen Winden geschützt.

### Die Insel Tahiti.

Nachdem Hr. Dupetit-Thouars von den Marquisen-Inseln Besitz genommen, segelte er nach Tahiti, und warf den 30. August 1842 im Hafen Papeiti die Anker aus.

Die Insel Tahiti liegt nahe beim Wendekreis des Steinbocks. Sie wurde 1606 von einem berühmten spanischen Seemann, Namens Quiros, entdeckt. Man gab ihr zuerst den Namen Sagittaria, dann, 1666, benamsete sie Kapitän Willis die König-Georgs-Insel; Bougainville, der 1768 im Namen Frankreichs Besitz davon nahm, hieß sie Neu-Cythera. Als aber ein Jahr darauf der berühmte Weltumsegler Cook diese fruchtbare Gegend besuchte, gab er ihr den Namen zurück, den ihr die Eingebornen stets gegeben hatten, Tahiti nemlich.

Diese Insel hat die Form einer Flaschenkürbis. Eine Gruppe grünender Berge, an deren Fuß ein hübscher Landsee sich befindet, den ein kuppiges Land umgibt, bildet die eigentliche Insel Tahiti, die durch eine nur eine Meile breite Landenge mit der Halbinsel Tahia-Rabou verbunden ist. Tahiti ist in sechs Bezirke eingetheilt, aber sein Uferland ist allein bewohnt. Der Mittelpunkt der Insel ist mit Bergen besetzt, mit fast kahlen Gipfeln, während ihre Abhänge mit Waldungen bedeckt sind. Korallriffe umdammen die Insel und bilden mehrere sichere und bequeme Häfen.

Von Tahiti, die man als den Hauptort der Gesellschafts-Inseln ansehen kann, hängen alle andern Inseln dieses Inselmeeres ab; sie heißen: Timeo, Labou-Emanou, Quahiné, Rahiatea, Tahoa, Bora-Bora, die Insel der

furchtlosen Krieger, Toubahi, Maupiti, Mahitia, und andere mehr.

Die daselbst herrschende Religion ist die protestantische, welche die englischen Missionäre dort eingebracht, und König Pomaré I angenommen hat.

Die Eingebornen der Insel scheinen gut, sanft, leutselig, und den Fremden geneigt. Die Männer sind von großer, hübscher Gestalt, obwohl ihre Haut ziemlich kupferfärbig ist. Die Weiber, von etwas weisserer Haut, und kleinem Wuchs, sind, wo nicht schön doch sehr anmüthig. Ihre schönste Zierde sind große, schwarze, lebhaftige Augen und blendendweiße Zähne.

Die Unsitlichkeit herrscht in diesem Lande im höchsten Grade. Die englischen Missionäre eifern zwar dagegen, ergreifen aber nicht die rechten Mittel um Besserung zu bewirken. Sie wollen alles durch Furcht erzwingen, Liebe aber für den Glauben den sie lehren, können sie nicht erwecken. Den Sündern, die sie auf der That ertappen, legen sie Geldbußen auf, wissen sie aber nicht durch gute, eindringende Ermahnungen zu bekehren. Daher wird bei den Ertappten nichts weiteres ausgerichtet, als daß sie sich ein anderes Mal vor Entdeckung besser in Acht nehmen.

Das Klima von Tahiti ist außerordentlich gesund. Nie steigt dort der Thermometer über 28 Grad Reaumur, und nie fällt er unter 15 Grad; darum ist auch der Boden zum Verwundern fruchtbar. Das Zuckerrohr ist schöner als sonst irgendwo. Brodbäume trifft man bei jedem Schritte an, alle tropischen Obstbäume, wie auch Pomeranzen und Citronen gedeihen da in großer Menge. Kasse, Tabak, Pataten, Ananas wachsen vortreflich, obwohl die trägen Einwohner dem Anbau wenig Sorge widmen. Von einer so üppigen Natur verwohnt, legen sie sich nur auf das Einsammeln und einige unerlässliche Feldarbeiten.

Eine gute Menge Pferde, Ziegen, Schafe, Ochsen und besonders viel Schweine halten sich herrenlos in den Wäldern auf. Man dürfte sie nur einfangen um sich Nahrung zu verschaffen, wenn nicht die englischen Missionäre eine große Menge derselben in ihren Stallungen hielten, womit sie Handel treiben.

Mit einem Worte, Tahiti ist ein sehr reiches Land an Gewächsen, an Vieh, an Korall, an Perlenmutter, und könnte großen Tauschhandel mit allen Inseln Oceaniens treiben, wenn nicht die Missionäre allen Handel an sich gerissen hätten. Unter dem Schutze Frankreichs wird aber dieses schöne Land in wenig Jahren seinen alten

Glanz wieder erhalten. Denn ehemals hatte es eine Bevölkerung, welche Koof auf mehr wie hundert tausend Seelen schätzte, während es gegenwärtig kaum sieben tausend zählt.

Das Schwinden dieser Bevölkerung ist auch noch zum Theile das Werk der englischen Missionäre. Der Bürgerkrieg den sie gegen diejenigen angefaßt, welche ihren Glauben nicht annehmen wollten, und die strengen Gesetze, die sie abgefaßt, haben das Meiste dazu beigetragen. Eine andere gräßliche Ursache dieser Entvölkerung ist der Kindermord, der diesen noch halb-wilden Menschen so zu sagen zur Gewohnheit geworden ist. Man trifft in der That wenig Kinder in dieser schönen Gegend an. Die Armuth, welche die Missionäre in der Insel durch ihren Alleinhandel hervorgebracht haben, hat das Uebrige gethan.

Die Regierung der Insel besteht aus einem König und einer Art Parlament, wozu alle Städte des Reichs Abgeordnete senden. Ihr Gesetzbuch ist heut zu Tage der Inbegriff der Gesetze, welche die Missionäre vorgeschrieben haben. Die Strafen bestehen einzig in den Geldbußen, welche dieser habfüchtige Clerus sich aneignet.

Die zu Tahiti ansässigen Franzosen und besonders die französischen Missionäre haben von Seiten der englischen Priester indirekte Verfolgung erlitten. Schon 1833 war Hr. Dupetit-Thouars im Fall gewesen, von der noch jetzt regierenden Königin Ahita Pomaré Duahiné Genugthuung zu fordern für den Schimpf, den Frankreich in der Person seiner Missionäre, auf Anstiftung des Vorstehers der englischen Mission, erlitten hatte. Auf ein Neues hat derselbe jetzt als Admiral sich genüthigt gesehen, der französischen Flagge Achtung zu verschaffen.

Drum hatte seine Fregatte kaum die Anker ausgeworfen, als eine große Anzahl Franzosen sich an Bord derselben begaben, um sich über die Mißhandlungen zu beklagen, denen sie ausgesetzt gewesen, und den Schutz des Kommandanten für sich zu erbitten. — Bei der Nachricht von der Besitznahme der Marquisen war die Königin Pomaré in großen Schrecken gerathen, und hatte sich nachimeo geflüchtet. Die englischen Missionäre hatten ihre Abwesenheit benutzt um die Eingebornen gegen die Franzosen aufzuheizen, und diese waren den Verfolgungen dieser von den englischen Priestern bestochenen Barbaren bloßgestellt, welche sie als Feinde behandelten ohne zu wissen warum. Der französische Consular-Agent konnte sie nicht mehr beschützen, war er ja selbst der Gefahr ausgesetzt gewesen ermorde zu werden. Man hatte die Gewaltthätigkeit so

weit getrieben, daß man die Hütten der Franzosen niedrigerissen und ihre Anpflanzungen zerstört hatte.

Hr. Dupetit-Thouars brachte eine Woche zu, die Beweise dieser Unthaten einzusammeln. Als er sie besaß, ladete er alle fremden Consulen ein, ihre Landsleute in Sicherheit zu setzen, entweder in ihren Residenzen oder am Bord der Fregatte la Reine Blanche, die er kommandirte. Zu gleicher Zeit ließ er der tahitischen Regierung bedeuten, daß wenn sie nicht innerhalb acht und vierzig Stunden zehn tausend Piafter auf sein Schiff ausliefere, zur schuldigen Entschädigung für die auf der Insel ansässigen Franzosen, er gleich nach dieser Frist die Feindseligkeiten beginnen werde.

Der Rath der Insel wurde schleunigst zusammenberufen: nach vielem Berathschlagen beschloß man die geforderte Summe zu verweigern, sich aber dafür ganz unter den Schutz Frankreichs zu begeben. Die Königin genehmigte sogleich den Beschluß des Rathes, welcher dem Admiral vorgelegt wurde.

Der Admiral gieng ihn mit Freuden ein, und nahm sogleich im Namen Frankreichs Besitz von dieser schönen und reichen Gegend. Die französische Flagge wurde aufgepflanzt und eine provisorische Regierung von ihm ernannt.

Frankreich hat da eine prächtige Eroberung ohne Blutvergießen gemacht, und Tahiti hat nun Hoffnung bald wieder das frühere Glück zu genießen, welches die englischen Missionäre zerstört haben. Dieser neue Besitz ist für Frankreich besonders vortheilhaft, wegen der Nähe der Marquisen, von wo aus man nach Tahiti in drei Tagen Schifffahrt gelangen kann.

### Die Verheerung der Insel Guadeloupe, von einem Augenzeugen beschrieben.

Die Guadeloupe ist eine der größten, der vollreichsten und blühendsten Inseln der Antillen. Von sehr unregelmäßiger Form, und einem Umfang von etwa 80 französischen Meilen ist sie in zwei fast gleiche Theile getheilt durch einen Kanal, oder vielmehr einen Meeressarm, welcher Fluß Solié genannt wird. Dieser Kanal hat von 30 bis 120 Meter Breite; da er aber an beiden Enden wenig Tiefe hat, ist er für größere Schiffe nicht zugänglich. Westwärts von diesem Kanal liegt der eigentlich „Guadeloupe“ genannte Inseltheil. Dieser besteht meistens aus hohen Bergen, welche der Schwefelberg in einer Höhe von 1600 Meter über der Meeresfläche beherrscht. Südwestlich desselben liegt die Stadt La Basse-terre,

mit einer offenen Rhede und gutem Ankergrund, welche von zwei Forts und Batterien beschützt ist. Dort hält sich der Gouverneur auf. Die Anse-à-la-barquo und die Bucht Deshayes an der südöstlichen Küste bieten für größere, selbst für Kriegsschiffe einen guten Ankerplatz dar. Der Meerbusen Mahault im Nordost kann nur kleinere Schiffe aufnehmen. Ostwärts von gemeldetem Kanal ist der andere Theil der Insel, die Grande-Terre genannt, der meistens nieder ist und wo im Westen die Stadt Pointe-à-Pitre liegt, mit einem Hafen, der viele Handelschiffe, selbst Fregatten vom ersten Rang aufnehmen kann, und dessen Eingang von Forts und Schanzen vertheidigt ist. Die eine dieser Festen heißt die Union, die andere Fleur-d'Épée. Im Osten dieses Inseltheils befindet sich auch der Hafen du Moule, der für Schiffe von 300 Tonnen zugänglich ist, und nordöstlich die Bucht St. Louis, die auch einen ziemlich sichern Ankerplatz hat.

Auf dem die Guadeloupe genannten Theil der Insel liegen die Gemeinden Basse-Terre, Extra-Muros, le Baillif, Dos d'ane, les Habitants, Bouillante, Pointe Noire, Deshayes, Sainte-Rose, le Lamentin, la Baie-Mahault, le Petit-Bourg, la Goyave, la Capesterre, les Trois-Rivières und le Vieux-Fort-l'Olive. Die Grande-Terre enthält la Pointe-à-Pitre, les Abymes, le Gozier, Sainte-Anne, Saint-François, le Moule, l'Anse-Bertrand, le Port-Louis, le Petit-Canal et le Morne-à-l'eau. Die Guadeloupe hat noch vier Inseln unter sich: die erste und größte ist Marie-Galante, sechs Stunden südwestlich von jener entfernt, die 15 Meilen im Umkreis hat: die zweite eine Gruppe Inselchen, les Saintes genannt, drei Stunden südwestlich von der Spitze des alten Hafens der Guadeloupe. Das östlichste dieser Inselchen wird la Terre-de-Haut, das westlichste la Terre-du-Bas genannt. Die dritte ist die nur zwei Stunden von der Spitze der Schlösser der Grande-Terre entfernte Insel la Désirade, die ungefähr vier Stunden im Umkreis hat, und durch einen von der Regierung dort angelegten Spital für Aussätzige merkwürdig ist. Die vierte endlich ist die nördliche Hälfte der Insel St. Martin. Diese Insel liegt in einer Entfernung von 42 Meilen nordwestlich der Guadeloupe, und hat 7 Stunden im Umkreis.

Diese geographische Beschreibung war nothwendig um unsern Lesern den ganzen Umfang des Unglücks begreiflich zu machen der dieses bedauernswürdige Land betroffen hat. Diese so reiche, so schöne, so blühende, von der Sonne so glänzend vergoldete Insel bietet dem Auge wenig mehr als den nackten zernwühlten Boden dar. Den

8. Februar, um 10 Uhr 27 Minuten Morgens, bei heiterm Himmel und einem nur 22 Grad hohem Stand des Thermometers, brach die Catastrophe aus, welche so großes Unheil anrichten sollte. Doch lassen wir den Augenzeugen selbst sprechen.

„Die Feder und selbst der Pinsel sind unvermögend die Zerstörungsszenen darzustellen, die ich gesehen habe. Ich bewohnte ein reizendes Landhaus auf einem Hügel über der Stadt, die vor uns sich amphitheatralisch erhob; in der Ferne sah man die Rhyden, die vor Anker liegenden Schiffe, und einen unermesslichen Gesichtskreis ohne Grenzen; hinter uns der Schwefelberg hoch und kühn, mit seinen Armen von Granit, die rechts und links bis an's Meer reichen, und seinem breiten, himmelanstrebenden Federbusch von Rauch. Da ist alles großartig, prachtvoll, zum Leben reizend. Wohllich, als wir vom Frühstück aufstehen wollten, ließ sich in einer nahen Galerie ein dumpfes Geräusch hören; wir horchten verwundert auf; der Lärm nahm zu, das Hausgeräthe krachte, die Porcellantassen stießen wider einander; die Mauern, von unbekannter Kraft in die Höhe gehoben, bewegten sich um uns her; der Tod zeigte sich unter unsern Füßen, über unsern Köpfen, an unsern Seiten, überall! Das Erdbeben hatte begonnen!... Welche Entsetzen!... Wer malt was in uns und um uns vorgieng!... Der schauerliche Klang der von der Erschütterung bewegten Glocken, als wollten sie einer ganzen Stadt zum Grabe läuten, die von unsichtbarer Hand getroffen auf den Knien lag!... Weiber, Kinder und Männer stürzten aus den Häusern schreiend und betend!... Während dessen wanken die Häuser, schwingen die Dächer sich hin und her, die in ihren tiefsten Eingeweiden erschütterte Erde hebt und senkt sich, stets drohend in gährende Schlünde sich zu zerreißen. Die Stöße, bald heftig und schnell, bald langsam und dumpf, vermehren, nähern sich!... Die ganze Insel gleicht einem von den Fluthen gereißelten Schiffe... Der Schwefelberg allein steht unerschüttert und scheint dem Unheil zu trotzen. Wohllich spaltet sich sein Gipfel, er bricht los und rollt mit Getöse in einer Wolke von Staub und Rauch herab. Das Haupt dieses steinernen Riesen war gefallen, und ein Strom Lava und siedenden, kochigen Wassers rinnet am sehenden Kumpfe herab. Jetzt stürzt das Meers-Gestade ein, und eine Viertelstunde lang versiechen alle Quellen und Bäche!... Bei einem Fehde kämpft Mann gegen Mann; bei einer Feuerbrunst kämpft der Mensch gegen die Elemente. Hier nichts!... nichts als die Ohnmacht und die Unthätigkeit der Verzweiflung!...

Gott schien seinen Donner vom Himmel gezogen und unter die Erde geschleudert zu haben!... Kraft, Muth, Energie, alles war vergebens, alles verschwand. Der Allerhöchste hatte für die Leichen ein weites Grab geöffnet, und die Seelen vor sich gerufen!... Wie schwach ist doch der Mensch dem Allmächtigen gegenüber!... Doch hatte der Basse-terre die letzte Stunde nicht geschlagen.

„Nach einigen Minuten, denn dies alles war in wenig Minuten vorgegangen, legte sich der Lärm, der Boden stand wieder fest und die zitternde Bevölkerung erhob sich, das Geschehene zu übersehen und zu ermessen. Schon war derjenige in ihrer Mitte, dem Frankreich die Ob-sorge dieser Kolonie anvertraut hat. Auf den ersten Nothruf hatte der Admiral Gourbeyre, ohne Rücksicht auf Familienbände und eigene Sicherheit, in Begleitung seines Generalstabs die Strafen durchzogen, mit Gefahr von den Trümmern zerschmettert zu werden. Seine Ruhe, seine Kaltblütigkeit, seine bestimmten Befehle trugen nicht wenig dazu bei, die in solchen Momenten so nöthige Ordnung und Ruhe zu erhalten. Man ließ die Mannschaft der Golette La Désirée ans Land steigen und schickte zahlreiche Patrouillen aus. Nachdem der Gouverneur alles in Augenschein genommen, alle Maßregeln getroffen, zog er sich zurück, ließ sich ein Pferd satteln, um die übrigen Theile der Kolonie zu besichtigen. — Wechseln Sie wenigstens die Kleider, stellte man ihm vor, nehmen Sie einige Nahrung, um ihre Kräfte zu erhalten. — Nein, nein antwortete er, es sind ihrer so Viele jetzt, die weder Brod noch Kleidung haben.“ — Diese schönen Worte, welche die Kolonie nie vergessen wird, mögen auch bis nach Frankreich erschallen! Die Menge, von dem Beispiele des Admirals angefeuert, fühlte ihren so oft geprüften, nie ganz gesunkenen Muth wieder aufleben. Man eilte auf den Cours. Dieses Stadtviertel der Basse-Terre hatte am meisten gelitten. Die Kommission der Genie-Offiziere hatte sich schon dorthin begeben. Mehrere Häuser waren von ihr als unsicher bezeichnet worden, und Wachen waren aufgestellt, das Annähern des Publikums abzuwehren.

„Mitten unter diesen geborstenen, den Einsturz drohenden Gebäuden war eines unverfehrt geblieben, die St.-Franziscus-Kirche, als wollte Gott dem Volke zeigen, daß er es noch nicht verlassen habe. Auch wurden dort inbrünstige Gebete erhoben. Der Tag verlief sich so in trauriger Stille. Die Fragen durchkreuzten sich, und das eigene Weh vergendend dachte man nur an Freunde, an Verwandte, an die, deren Hände man vor wenig Stunden gedrückt, und die man

vielleicht nimmer sehen sollte. Die Menge drängte sich auf den Cours, den schon gemeldeten Hauptplatz der Stadt, ängstlich nach Nachrichten forschend. Von Minute zu Minute kamen Leute aus verschiedenen Gegenden. — Was gibt's? diese Frage kam aus jedem Munde, und jeder der Neuangekommenen hatte ein neues Unglück zu berichten, der allgemeinen Trauer seinen Trauer-Antheil beizulegen. Der Eine erzählte von Petit-Bourg, der Andere von Sainte-Rose, Andere von Lamentin, von Capesterre, von Trois-Rivières; überall waren Kirchen, Werkstätten, Wohnungen halb oder ganz zerstört... Was sagte man aber von Pointe-à-Pitre, von dieser so hübschen, so reichen, so zierlich gebauten Stadt, der Perle der Antillen, wie man sie nannte? Hatte sie die Geißel verschont? Weil man das Unglück der Nähe des Vulkans zuschrieb, hofften die Meisten, der Erdstoß würde sich nicht bis zu ihr gedehnt haben. Andere sprachen von ihren großen steinernen Häusern, auf zusammengeführten, also wenig festem Grunde. Doch schien schon gute Hoffnung über die Furcht zu siegen, als plötzlich ein gräßliches Wort zu den Ohren der bestürzten Menge drang: „Die Pointe-à-Pitre ist nicht mehr!“

„Ich nahm mir vor, mich unverzüglich dahin zu begeben, und den andern Tag trat ich an Bord der Staats-Golette Die Baucis. Der Kommandant derselben, Hr. Menars, welcher Tags zuvor mit seinem Schiffe sich auf der Höhe der Insel Madone befunden, hatte bei 45 Klafter Wassertiefe einen so heftigen Stoß empfunden, daß er glaubte auf eine Klippe gerathen zu seyn. So wie wir unsern Ziele näher kamen, stieg ein röthliches Meer vom Horizont auf, und ein röthlicher Himmel, dessen Sternen erbleichten; man hätte geglaubt, ein Feuerschlund eröffne sich in Mitte der Fluthen. Leider war es Pointe-à-Pitre, das in einem Wirbel von Rauch und Flammen vollends zu Grunde gieng!... fünf oder sechs tausend brennende Häuser dienten uns zum Leuchthurm. Bei anbrechendem Tage fuhren wir in die Rhede; wir begegneten einem Dreimaster, der langsam neben uns vorbeislich, und erkannten, daß es die Amalia von Bordeaux war. Man hatte ein Feldlazareth aus ihr gemacht, und sie gemiethet, um die Verwundeten nach der Basseterre zu überbringen. Trübsinn und Stille herrschten an ihrem Bord, sie schien ein breiter Sarg zu seyn, der über dem Abgrund des Meeres dahin glitt. Wie wir aneinander vorbei kreuzten, begrüßten wir uns mit frommgerührtem Gefühle. Bald darauf hatten wir die Anker ausgeworfen vor dem, was ehemals Pointe-à-Pitre gewesen. Das Boot brachte uns an's Land, und Niemand

kam uns entgegen. Wir sahen nur blasse Gesichter, mit matten, ängstlichen Blicken. Wir triteten Fragen an sie, und kaum erhielten wir Antwort. Diese Unglücklichen, zerrissen, zermalmt, konnten sich ja selber ihr Daseyn nicht erklären; sie glichen Schatten, Gespenstern, welche der Engel des jüngsten Gerichts aus dem Thale Josaphat getrieben. Doch erfuhren wir, daß, so wie uns, die Geißel sie am 8. um 10 Uhr 27 Minuten getroffen habe. Ein dumpfes Rollen, dann ein gräßliches Getrache, dann einstürzende Häuser, dann ein Bersten der Erde, die überall gähnt, und Ströme Wassers herausläßt, die wie Springbrunnen in die Lüfte schießen, dann endlich durch eine Wolke von Kalk und Gips, durch einen Wirbel von Balken und Steinen, das entsetzliche Geschrei: Feuer! Feuer!... Und schon brechen die Flammen von allen Seiten aus. Wer hatte sie angezündet? Die Bosheit? O nein, so gierig, so emsig das Treiben des Verbrechens sey, kann es doch nicht so schnell sein Werk vollbringen. Ein Zufall? Thieren, die hie und da auf einzelne Herde fallen? Nein, denn plötzlich und überall bricht die Feuersbrunst aus. Wer denn? wer? Derjenige, der seinen Donner ausschleudert; derjenige, der das Feuer der Vulkane unterhält, und ihm, nach Willen, den Ausgang aufschließt. Die Erde hatte Feuer ausgespien, die Zerstörung zu vollenden.

„Wer wird mir Farben leihen, dieses Bild auszumalen?... Nicht ein Dach, nicht eine Mauer mehr steht! Wie lange hätten Kugeln und Bomben diese Stadt durchsurchen müssen, um sie so zu zermalmen! Gibt es eine menschliche Kraft, die über eine Stadt einfallen, sie umstricken, auf einmal zersplittern und in einen ungeheuern Glutofen zusammenstürzen könne! Der Bürgengel von Herculanium, Pompeia, Lissabon, Fort-Royal und Port-au-Prince war dort vorbeigezogen. Man könnte seinem Zuge folgen. Sehet diese Weiber, diese Kinder, diese Greise, die mit Thränen und Schluchzen in den Ruinen herumirren, und sich konvulsivisch auf die Trümmer werfen: was wollen sie? was suchen sie? Helfen wir ihnen die Steinhaufen durchwühlen. Wie viele Opfer liegen darunter begraben? Wie nennt man sie?“

„Wie Viele deren sind? Vier bis fünf tausend. — Wie sie heißen? Todte! sie haben keinen andern Namen mehr. Niemand ist im Stande diejenigen zu erkennen, die er gestern noch geliebt, geehrt hat... Sarge her! Leichentücher her! Es sind weder Sarge noch Leichentücher bei der Hand. Karren kommen, Tragbahnen nähern sich; da werden durcheinander aufgeschichtet Reiche und

Arme, Allen derselbe Tod, Allen dasselbe Leichenbegängniß, Furchtbare Gleichheit! Dann am Abend, im Dunkeln, wird der Rüderschlag dumpf die Fluthen der Rhede peitschen, schwer beladene Fahrzeuge ihre Ladung menschlicher Trümmer auf das Inselchen Farty führen, Man eile aber mit der Beerdigung, damit nicht die Pest aus der Verwesung so vieler Leichen entstehe. Mit dem Begraben geht es zu langsam, ist ja das Meer da, das weite gassende Meer, Bringet ihm seinen Raub; hänget den Todten aber einen schweren Stein an und gebet ihnen ein De profundis mit, damit die fahlen, schenslichen Ueberreste, der christlichen Begräbniß beraubt, nicht wieder auftauchen, an die Kiele der Schiffe stoßen, oder in die Fischernetze gerathen.

„Lassen wir jetzt die Todten ruhen, und kehren wir zu den Bedauernswürdigern zurück, zu den Ueberlebenden.

„Folget mir nach auf den Siegesplatz. So nannte man einst denselben am Tage des Triumphs, als die Engländer zurückgeschlagen die Flucht ergriffen. Der Siegesplatz ist jetzt ein ungeheureres Lazareth. Höret Ihr dieses dumpfe Gewimmer mitunter mit gellendem Geschrei vermischt. Dieses Gewimmer, dieses Geschrei kommt von den Bewundeten, die am Boden auf Matrasen hingestreckt unter in Eile aufgerichteten Zelten liegen; sie wenden ihre Blicke abwechselnd zu den Ärzten und Priestern, die sie umgeben, von den Einen Genesung des Körpers, von den Andern das Heil der Seele ersiehend. Jene fristen, wo möglich, das Leben; diese lehren sie gut sterben. Erhabener Verein der Wissenschaft und der Religion, die Hand in Hand sich an das Krankenbett des Christen setzen. Mancher, der dem jähen Tode entging, wird, leider schmerzlicher noch, bald den Erschlagenen folgen; Andere werden sie nur verstümmelt überleben. Diejenigen, die am Leibe verschont geblieben, tragen den Verlust ihrer Habe und ihrer theuersten Verwandten und Freunde mit Wehmuth im Herzen herum. Die Habe kann noch einigermaßen durch die milden Gaben von ganz Europa ersetzt werden; wer aber ersetzt ihnen diese!

### Von den Kometen überhaupt, und von dem Komet von 1843 insbesondere.

Ohne uns beim Weltsystem aufzuhalten, das schon zum Theil in unserer Beschreibung von der neuen astronomischen Münsteruhr dargestellt ist, wollen wir ohne weiteres zu den Kometen übergehen, welche von Zeit zu Zeit unsre Planetenbahn durchlaufen.

Durch ihr unerwartetes Erscheinen und die Verschiedenheit ihrer Formen, durch die ungläubliche Eile ihres Laufes, ihre auffallende Größe und den Glanz den sie manchmal von sich geben, sind die Kometen lange Zeit ein Gegenstand der Verwunderung und des Schreckens für das Volk geblieben, das stets über außerordentliche Begebenheiten frugt, deren Ursachen noch unbekannt sind. Diese sonderbaren Durchwanderer unsers Weltkreises, die bald sich der Sonne nähern, bald wieder in den Tiefen des Unermesslichen sich verlieren, haben Jahrhunderte hindurch in ihrem herumerschweifenden Laufe alle Wissenschaft zu Schanden gemacht, und die Astronomen zur Verzweiflung gebracht. Die Unwissenden haben sie lange Zeit gefürchtet, als geheime Vorboten wichtiger Begebenheiten, als Verkünder großer Geiseln. Ein Komet, sagt man, hat die Einäscherung Troja's begleitet; die Erdbeben, welche Helice und Bura in Achaien zerstört haben, hatten große Kometen zu Vorläufern; ein anderer soll den nahen Tod Julius Cäsars verkündet haben; kurz wir würden ein langes Verzeichniß der großen Unfälle aufzeichnen haben, welche ein Komet am Himmel vorgekündet oder begleitet haben soll, aber ein weit längeres noch eben so wichtiger Begebenheiten, die kometenlos vorgefallen sind.

Seneca war der erste, der sich über diese Vorurtheile erhob und vorjagte, diese irrenden Gestirne würden, einst besser bekannt, nicht mehr Schrecken verbreiten, und durch anerkannte Regelmäßigkeit ihres Laufes Zeugniß geben von der schönen Harmonie, die über alle Bewegungen der Himmelskörper herrscht. Doch verfloßen noch Jahrhunderte ehe die Wissenschaft die Gesetze des Kometenlaufes einigermaßen einfah. Im Jahre 1570 hat Tycho Brahe den ersten Schritt gethan und die Natur der Kometen gefunden. Nach ihm hat Newton die Gesetze errathen, nach denen sie sich bewegen, und die der Schwerkraft aller Weltkörper gemein sind. Seitdem haben die Astronomen die Kometen ernstlich beobachtet, ihre Bahnen berechnet, die von denen der Planeten so verschieden sind, indem diese beinahe in einem Zirkelkreis sich um die Sonne bewegen, während die Kometen einen mehr oder weniger ablangen Kreis durchlaufen. Schon kennt man die Zeit der Wiederkehr einiger derselben; es werden aber noch viele Jahrhunderte fortgesetzter Beobachtungen erfordert bis man sie alle kennt.

Ueber die Substanz der Kometen weiß man noch wenig. Die der Erde am nächsten vorbeiziehen, sind von derselben doch noch so weit entfernt, ihr Lauf in der Nachbarschaft der Sonne

ist so schnell, ihr Licht ist manchmal so düster, ihr Erscheinen so unerwartet, daß die Gelehrten sich bisher mit bloßen Muthmaßungen behelfen mußten. Die Kometen zeigen sich überhaupt als mehr oder weniger lange Lichtstreifen, von so leichter Substanz, daß jene durchsichtigen Dünste, welche in den obersten Regionen unserer Atmosphäre schweben ohne Schatten von sich zu geben, gegen dieselben gehalten, als dichte Massen anzusehen sind; daher läßt der durchsichtige Schleier eines Kometenschweifes die kleinsten Sternen durchblitzen. Dieser Streif endigt sich mit einem rindlichen Körper von größerm Glanz, den man den Kopf oder den Kern des Kometen nennt. Obwohl dieser dichter ist, kann man doch nicht selten mit Hilfe eines guten Teleskops durchsehen und die Sterne erblicken, die er bedeckt. Mitunter gibt es aber auch Kometen, deren Kopf in seinem Mittelpunkt undurchsichtig ist, was vermuthen läßt, daß er eine den Planeten ähnliche Beschaffenheit hat. Die Form der Kometen ist auch sehr verschieden: bald theilt sich der Schweif in mehrere Streifen, wie beim Kometen von 1819; bald, wie bei dem von 1821, befindet sich der Kern im Mittelpunkte des Schweifes; andere Kometen sind kahl und haben gar keinen Schweif, so wie die von 1585 und von 1763; ja Cassini, berühmter Astronom des 7ten Jahrhunderts, berichtet, der Komet von 1682 sey so rund und so glänzend gewesen wie der Planet Jupiter. Der Schweif des Kometen von 1811, dem man die vorzügliche Güte des Weines jenes Jahrgangs zugeschrieben, hatte eine Länge von 36 Millionen französischer Meilen (Wie viel macht das Kilometer?) und sein Kopf hatte 180,000 solcher Meilen im Durchmesser, mehr als das Doppelte des Raums zwischen der Erde und dem Monde.

Eben so verschieden ist der Kreislauf der Kometen; bald laufen sie von Abend gegen Morgen um die Sonne, wie die Erde; andere sind rückgängig, das heißt: sie laufen von Morgen gegen Abend. Ihr Lauf wird um so schneller, je näher sie der Sonne kommen, in deren Nachbarschaft sie eine wahrlich fabelhafte Schnelligkeit erlangen, so daß sie nicht selten beiläufig 50 Millionen Meilen innerhalb 24 Stunden zurücklegen.

Nach dem was wir bisher gesagt haben, ist es nicht absolut unmöglich, daß irgend ein ungeschliffener Komet in seinem Laufe an die Erde stoße. Wir haben gesehen, daß diese Gestirne nach allen Richtungen unsern Welttraum durchziehen; daß ihrer Viele sind, und daß man noch mit den wenigsten Bekanntschaft gemacht hat.

Daher wäre es nichts Ungereimtes wenn man sagte, daß in grauer Vorzeit irgend ein Zusammentreffen eines Kometen mit unser Erde stattgehabt haben könne. Wer weiß ob nicht ein zur Strafe von Gott gesandter Komet zur Zeit der Sündfluth die Schleißen des Himmels eröffnet hat. Wir wollen uns jedoch nicht in alle die Voraussetzungen einlassen, welche die Gelehrten über diesen Gegenstand anstellen, und nicht zum Voraus in Schrecken gerathen über den künftigen Untergang, mit dem uns irgend ein seit sechs tausend Jahren aus den tiefsten Tiefen des Raums auf uns loseilender Komet bedrohen mag. Wir trauen dem allmächtigen Schöpfer zu gut, um zu glauben er habe seine Schöpfung dem blinden Ungefähr bloßgestellt; und soll einst die Welt die wir bewohnen untergehen, wie es die heilige Schrift vorgefagt hat, so ist es uns einerlei ob durch einen Kometenstoß oder auf irgend eine andere Weise.

Nun zum Kometen von 1843. Die Gelehrten wie die Ungelehrten sind angeregt worden beim plötzlichen Erscheinen eines außerordentlichen Lichtstreifes am Himmel, der sich über eine unermessliche Strecke ausdehnte. Die Wissenschaft reicht noch hierüber zu wenig aus, als daß nicht ein solches Ereigniß die Neugierde der Astronomen und den Schrecken des Volks erwecke. Daher beschäftigte man sich auch auf allen Punkten der nördlichen Halbkugel, sobald dieser Komet sichtbar geworden, seinen Lauf zu berechnen. Am 17ten März hatte man sein Dafeyn in allen Gegenden Europas bemerkt. Der ungeheure Kopf desselben, dessen 38,000 Meilen langer Durchmesser eine Masse vorstellt, die siebenzehnhundertmal größer ist als die Erdfugel, war gleich am ersten Tage so nahe bei der untergehenden Sonne, daß er nicht lange beobachtet werden konnte; der Schweif aber, der einen Raum von 64 Millionen Meilen einnahm, zeigte sich am Himmel als ein Lichtstreif bis zum 2. April. Den Kometen von 1811 weit überbietend, erstreckte sich den 17. März der Komet von 1843 von den untern Sternen des Eridans bis zum Sternbild des Hasen unterhalb des Orion, um endlich in der Nähe des Sirius weit über die Erdenbahn hinaus zu verschwinden. Seine Schnelligkeit übertraf um vieles die aller bisher bekannten Kometen: den 27. Febr. durchlief dieses Gestirn in 24 Stunden einen Bogen am Himmel von 192 Grad, was einen Lauf von 9,225,600 Meilen ausmacht, oder 104 Meilen in der Sekunde. Ihr armen Dampf-Locomotiven, die ihr eine Stunde braucht um 8 bis 10 Meilen Wegs zurückzulegen, was saget Ihr dazu; werdet Ihr

noch mit eurer Geschwindigkeit prahlen? Nun ermesse man wie schwer es ist die Elemente eines Kometen zu berechnen, der so entsetzlich schnell den Beobachtungen entwindet. Dennoch ist dem Eifer und der Geschicklichkeit der Gelehrten des Observatoriums kein Umstand dieses Phänomens entgangen, alle Experimenten, welche die Astronomie vornehmen kann, sind gemacht worden. Man hat über diesen Kometen die Meinung gefaßt, er sey keine neue Erscheinung, und sey im Jahr 1668 von Cassini, wenn auch nicht beobachtet, doch gesehen worden. Derselbe brauchte also 175 Jahre zu seinem Umkreise. Wenn man also den Fall setzt daß seine Schnelligkeit, die nach Verhältniß seiner Entfernung von der Sonne abnimmt, in seiner Sonnenferne auf ein Zwanzigstel reducirt seyn mag, so kann man sich einen Begriff von der Unendlichkeit einer Bahn machen, zum Umlauf welcher er mit einer mittlern Schnelle von 36,000 Meilen in der Stunde 175 Jahre braucht. Nie ist ein Komet gesehen worden, der so nahe bei der Sonne vorbeizog wie der letzte. Am 27. Februar ganz in die Strahlen derselben versunken, war er in der Sonnennähe nur noch 32,000 Meilen von diesem Gestirn entfernt; die Hitze, der er dadurch unterworfen war, mag die Ursache der außerordentlichen Ausdehnung seines Dunstschweifes gewesen seyn. Der Komet war am 27. Februar in der Zusammenkunft mit der Sonne; das erste Mal gegen 9 Uhr 24 Minuten des Abends, wo er in Rücksicht unsrer hinter der Sonne war; das zweite Mal um ein Viertel nach Mitternacht, wo er zwischen der Erde und der Sonne sich befand, und also für die Bewohner der südlichen Halbkugel eine wahre Sonnenfinsterniß verursachte.

Nun wollen wir untersuchen, ob die ungewöhnlich warme Temperatur jenes Zeitpunkts, und der greuliche Unglücksfall unsrer Kolonien der Einwirkung dieses Kometen zugeschrieben werden können. Wir glauben es nicht. Was die Temperatur betrifft, so haben die subtilsten Versuche, welche sehr geschickte Physiker angestellt haben, bloß negative Resultate gehabt. Vergebens hat man durch Brennpiegel die Strahlen des Lichtstreifes concentrirt und auf die empfindlichsten Instrumente gerichtet, ihre Wirkung blieb stets unmerklich. In Hinsicht der Erdbeben hat man noch weniger Grund ihm die Ursache derselben zuzuschreiben. Erstlich bezeugt die unermessliche Ausdehnung seines Schweifes, daß er keinen soliden Kern begreift, daß also seine Anziehungskraft auf die Erde so schwach ist, daß sie nicht einmal dem Fünftausendtheil der nemlichen Kraft des Mondes gleichkommt. Ein Gestirn

könnte auf der Erde nur dann bemerkbare Bewegungen hervorbringen, wenn er eine Anziehungskraft besäße, stark genug um solide Theile zu heben; eine solche Kraft würde aber zuerst auf die Flüssigkeiten wirken, die viel weniger Widerstand leisten können als feste Theile. Außerordentliches Steigen der Ebbe und Fluth, Ueberschwemmungen der über die Ufer tretenden Meere und Flüsse, wären sodann die erste Wirkung einer solchen Kraft. Nun aber ist nichts dergleichen bemerkt worden, die Wellen des Oceans blieben in ihren Schranken; also war der Komet ganz unschuldig an den Erschütterungen, die auf verschiedenen Punkten der Erde verspürt worden.

Uebrigens ist der Komet, obwohl er einen Augenblick unsre Bahn berührt hat, immer in einer respektablen Ferne von unserm Planeten geblieben, indem am 5. März, wo er uns am nächsten war, noch 32 Millionen Meilen Raum zwischen ihm und uns gewesen. Am 27. Februar, wo sein Schweif in seiner größten Nähe bei uns vorbeizog, war er noch 8 Millionen 500,000 Meilen entfernt, was auch die Furchtsamsten über seinen Einfluß hat beruhigen sollen. Das müssen wir jedoch sagen, daß am 23. März die Erde sich in dem Raum befunden hat, den am 27. Februar der Lichtstreif des Kometen, der 660,000 Meilen breit war, besetzt hatte; wenn also der Komet 24 Tage später gekommen wäre, so hätte die Erde dessen Schweif in seiner ganzen Breite durchwandern müssen. Was da für traurige, schreckliche Ereignisse für uns erfolgt wären, kann Niemand sagen, denn von so etwas hat man noch keine Erfahrung.

Schließlich sagt der hinkende Bote, daß man sich über solche mögliche Kollisionen der Planeten mit der Erdkugel kein graues Haar soll wachsen lassen. Ja, hätten wir Pfsucher das Weltssystem zusammen geflickt, wäre es wohl möglich, daß wir das Eine oder das Andere übersehen hätten; aber der allmächtige Schöpfer wußte besser was er gethan hat, als er sagte: „Und es war gut.“

## Die alte Wand-Uhr.

(Mit einer Abbildung.)

Der Eigenthümer eines eleganten Gasthofes in Richmond, unweit London, ist im Besiz einer alten Wanduhr, welche als Familienstück mehr wegen ihres Alters, als wegen ihres wirklichen Werthes in Ehren gehalten wird, obwohl sie bereits seit einer langen Reihe von Jahren die Stunden mit musterhafter Genauigkeit angeben hat. Die Uhr befindet sich in einem der sogenannten private rooms des Gasthofes, in denen Gäste

von Distinction, getrennt von den gewöhnlichen Gastzimmern, zu speisen pflegen.

Unlängst kamen zwei Londoner Stutzer in einem eleganten Phäeton vor dem Gasthose an. Sie stiegen aus, empfahlen dem Hausknecht die möglichste Sorge für das Pferd, und bestellten sich ein Zimmer für die Nacht. Der ältere der beiden angekommenen Gäste hatte etwas eigenthümlich Schlaues in seinen Zügen, und vorzüglich in seinen dunkeln glänzenden Augen, welche er von Zeit zu Zeit halb zu schließen pflegte, während eine leichte Bewegung seiner Mundwinkel ihn in den Augen eines aufmerksamen Beobachters leicht als einen „Türmacher“ bezeichnete. Der jüngere lächelte fast beständig, vielleicht um seine blendend weißen Zähne zu zeigen; er strich von Zeit zu Zeit mit den Fingern durch die schön gekräuselten Haare, und war überhaupt zu sehr mit seiner Person beschäftigt, als daß man ihm eine mehr als passive Theilnahme an den Scherzen seines Gefährten hätte zumuthen können. Das Abendessen ward aufgetragen, und die beiden Gäste waren durchaus nicht so einsylbig und langweilig, wie sonst gewöhnlich zwei allein speisende Personen, zumal Engländer, zu seyn pflegen; beide aßen und tranken mit einem Appetit, als hätten sie ein halbschrechendes Bettrennen mitgemacht, und waren so munter und guter Dinge, als freuten sie sich, den Hals nicht gebrochen zu haben. Endlich schlug die alte Wanduhr mit bedeutendem Geklirr und Gerassel die zwölfte Stunde. Der ältere der beiden Gäste schaute die Uhr eine Weile starr an, und brach endlich in ein lautes Gelächter aus, wodurch er den in einem Winkel schlummernden Kellner weckte.

— Was, im Namen des Momus, gib's denn zu lachen? fragte der jüngere, und blickte verwundert im Zimmer umher, um die verborgene Ursache des Gelächters aufzufinden. Der ältere antwortete ihm durch einen pfeifigen Blick, streckte den Zeigefinger seiner rechten Hand langsam aus, und legte den Daumen grazios an die Nase. Der andere verstand die geheimnißvolle Zeichensprache. Um sich indessen vollkommen zu verständigen, schickten sie den Kellner nach einer zweiten Flasche Champagner, und beide hielten eine lange und leise Unterredung, welche erst durch den wieder eintretenden Kellner unterbrochen wurde. Die Flasche Champagner wurde mit derselben Heiterkeit ausgestochen wie die erste, und die Gäste begaben sich erst zur Ruhe, als die Wanduhr bereits eins geschlagen hatte.

Gleichwohl waren beide schon am frühen Morgen zur Reise gerüstet, das Pferd wurde auf

ihren Befehl vorgeführt und eingespannt. Die Zeche ward im Gastzimmer pünktlich entrichtet, und der ältere der beiden Gäste, welcher den Wirth durch die Glashüre bemerkte, fragte den Kellner ganz ernsthaft, ob er geneigt sey, die alte Wanduhr zu verkaufen. Der Kellner zögerte; er wußte nicht, was er antworten sollte. Die alte Uhr schien ihm so höchst unbedeutend, daß er einen Augenblick auf den Gedanken kam, sie könne wohl eben so gut für sein Eigenthum, als für das seines Herrn angesehen werden; aber er konnte nicht begreifen, warum ein so vollkommenes Gentlemen, wie der Fremde, einen so geschmacklosen Gegenstand zu besitzen wünschen konnte. In diesem Augenblick trat der Wirth ein, und die Frage wurde nun ihm zur Beantwortung vorgelegt.

— Ich wünsche die alte Wanduhr im ersten Stock zu kaufen; sind Sie geneigt, sie mir zu überlassen? fragte der ältere der beiden Gäste, während der jüngere eine Cigare anzündete und mit gleichgültiger Miene in ein Zeitungsblatt schaute. Der Wirth, welcher die Uhr nur als ein altes Erbstück in Ehren hielt, glaubte einen Antiquitätenfahmler vor sich zu haben, der eine bedeutende Summe dafür zahlen würde; und die Drei giengen, fast ohne es zu wollen, in den ersten Stock hinauf in das Zimmer, wo die Uhr sich befand.

— Die Uhr interessirt mich vorzüglich deshalb, sagte der ältere, weil ich einst durch eine ähnliche Uhr zwanzig Pfund Sterling gewann.

— Zwanzig Pfund Sterling! rief der Wirth verwundert.

— Ja! eine ganz ähnliche Uhr sah ich unlängst in Esser, und es bot mir Jemand eine Wette an, er wolle mit dem Zeigefinger eine Stunde lang den Schwingungen des Pendels folgen, und dabei die Worte sprechen: Hier geht sie, da geht sie! Er war es nicht im Stande; es vergiengen kaum fünf Minuten, so hatte ich meine Wette gewonnen.

— Wirklich! bei mir würden Sie gewiß nicht gewinnen, ich wette zehn Pfund daß ich es auf der Stelle thue.

— Gut, es gilt, erwiederte der Schlaupkopf, mit den Augen blinzelnd.

Die Uhr schlug acht, und den Rücken dem Tische und der Thüre zugewendet, setzte sich der Wirth behaglich in einen Armstuhl. Seine Augen folgten aufmerksam den Schwingungen des Pendels, sein Zeigefinger hielt ziemlich Takt, und bei jeder Schwingung sprach er: Hier geht sie, da geht sie.

Bald unterbrachen ihn die beiden Gäste. „Wo ist das Geld? Legen Sie das Geld auf.“

Der Wirth ließ sich durch diese Störung nicht irre machen. Sein Zeigefinger folgte immerfort langsam und sicher dem Pendel, während er mit der linken Hand die Briestafche hervorzog und hinter sich auf den Tisch warf. Alles war still, endlich fragte der jüngere: „Soll ich das Geld indessen dem Kellner einhändigen?“

— Hier geht sie, da geht sie! war die Antwort.

Einer der beiden Gäste verließ das Zimmer. Der Wirth hörte die Treppe hinuntergehen, aber er ließ sich durch diese Kriegslust nicht stören.

Bald darauf trat der Kellner ein, und sah ihn eine Weile erstaunt zu. Endlich gieng er auf ihn zu, rüttelte ihn, und rief: „Sind Sie von Sinnen, Hr. B\*\*\*? Was machen Sie denn?“

Hier geht sie, da geht sie! antwortete der Wirth, und sein Zeigefinger folgte immer den Bewegungen des Pendels.

Der Kellner eilte hinab; er rief einen Nachbar, und führte ihn zu seinem Herrn. Der Nachbar ergriff Letzteren sanft beim Arm, und sagte mit bittender Stimme: Stehen Sie doch auf, Hr. B\*\*. Kommen Sie mit mir hinunter in's Gastzimmer. Warum sitzen Sie denn hier?

— Hier geht sie, da geht sie! war die einzige Antwort, und das ernste Gesicht, der starr auf das Pendel gerichtete Blick, der langsam sich bewegende Finger, die halb feierliche, halb ängstliche Haltung, dieß Alles führte alle Anwesenden zu demselben Schlusse: er habe den Verstand verloren.

— Er ist wahnsinnig, flüsterte der Nachbar, wir müssen einen Doktor holen.

Der Wirth blieb indessen taktfest; er ließ sich nicht irre machen, und wäre auch die ganze Stadt gekommen, um ihn zu unterbrechen.

— Sie sollten die Frau rufen, fügte der Nachbar hinzu.

Während B\*\*\* in seiner einförmigen Beschäftigung fortfuhr, hinterbrachte der Kellner die Schreckenskunde der Frau, welche in der größten Angst herbeieilte.

— O schau mich doch an, liebster bester Dick. Ich bin's ja. Kennst du mich denn nicht?

— Hier geht sie, da geht sie! wiederholte der Wirth, welcher nicht anders glaubte, als daß seine Frau, gleich den übrigen Anwesenden, es darauf angelegt habe, ihn zu stören. Alle Bitten und Thränen der Frau B\*\*\* waren nicht im Stande ihn irre zu machen. Sein Zeigefinger bewegte sich beständig hin und her, sein Mund sprach bei jeder Schwingung des Pendels dieselben Worte, und sein Blick ward durch die

unablässige Verfolgung des Pendels immer starrer und gläserner. Ein schwaches Lächeln, welches auf den Anwesenden einen tiefen Eindruck machte, verbreitete sich über seine starren unbeweglichen Züge bei dem Gedanken an die vielen fruchtlosen Versuche, ihn aus der Fassung zu bringen. Endlich trat der Arzt ein. Er betrachtete den Geschäftigen eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit, schüttelte dann bedenklich den Kopf, und erwiderte auf die ängstliche Nachfrage der Frau: Der Patient muß so wenig Geräusch als möglich um sich haben. Je weniger Menschen hier, desto besser. Der Kellner sollte sich entfernen, und auch die Magd ist hier ganz überflüssig.

— Hier geht sie, sprach der Wirth in einem fort, und in Uebereinstimmung mit den Bewegungen des Fingers.

— Ich halte eine Consultation für nothwendig, fuhr der Arzt fort. Wollen Sie nicht zum Doktor A\*\* gehen?

Der gefällige Nachbar nahm seinen Hut und eilte zum Zimmer hinaus.

In wenigen Minuten kam der Doktor A\*\*.

— Da ist ein bedenklicher Zustand, sagte er achselzuckend zu seinem Kollegen.

Die beiden Aerzte zogen sich in einen Winkel zurück, und besprachen sich mit einander über die anzuwendenden Mittel.

— Lassen Sie schnell einen Barbier holen, sagte endlich Doktor A\*\*, sich an die Frau wendend, wir müssen ihm die Haare abrasiren und Blasenpflaster legen lassen.

— Ach! mein guter Dick! rief Mrs. B\*\*\*; er wird gewiß seine arme Frau nicht wieder erkennen.

— Hier geht sie, da geht sie! sagte der Wirth mit etwas mehr Nachdruck und mit stärkerer Fingerbewegung; denn der Minutenzeiger hatte jetzt die Zahl zwölf, seinen verhängnißvollen Punkt, beinahe erreicht, welcher ihm zehn Pfund Sterling einbringen sollte, wenn der Zeiger dahin gelangte, ohne daß er sich stören ließ. Die Stimme des Wirths wurde lauter, je näher der Minutenzeiger dem ersehnten Punkte rückte.

Der Barbier kam, und traf mit großer Geschwindigkeit die Vorbereitungen zu der bevorstehenden Operation, wobei er unablässig die Borzüglichkeit seiner Rasirmesser pries.

— Hier geht sie, da geht sie! rief der Wirth mit kreischender Stimme und immer heftigerer Handbewegung; sein Antlitz sieng an sich zu verklären und sein ganzer Körper zuckte vor freudiger Ungeduld.

Der Barbier sah ihn erstaunt an. Was? rief er; wohin geht sie? Dann wandte er sich zu den Aerzten: Wo soll ich anfangen?